

Salzburgs eigentümliche Lebendigkeit

Porträt einer Stadt von Peter Cossé

In den zahlreichen Bildbänden über Salzburg und seine Umgebung lieben es die Verfasser in heimatlicher Poesie auf die Schönheiten der Landschaft hinzuweisen. Sie haben Hofmannsthal gelesen. Mindestens. Sie greifen einen Gedanken auf, der wie kein zweiter für das alpenländisch-urbane Panorama vom Untersberg zum Gaisberg zutrifft: eine von Gott und den Menschen in vorbildlicher Allianz geschaffene Komposition. Salzburg – trotz markanter Eingriffe in die einst so harmonische Silhouette der Stadt – ist innerhalb der Klammer von Mönchs- und Kapuzinerberg ein Altes geblieben: ein Modellfall bevölkerter, vorzeigbarer Tradition. Dem im Sommer Durchreisenden wird es mitunter schwerfallen, einen Moment von handfester Einheimischkeit dingfest zu machen. Es sei denn, er identifiziert den kulturellen Betrieb mit Salzburgs Innenleben.

Kulturorgane als Selbstdarstellung

Gerade aber da liegt er falsch. Die Salzburger Kulturszene, die Ende Juli und den ganzen August hindurch ihre auffälligste Selbstdarstellung feiert, ist nur am Rande das Resultat einer städtischen Lebendigkeit. Naturgemäß hängt dies schon mit der Geschichte der Festspiele zusammen. In den Gründerjahren, als – nebenbei bemerkt – der Anteil zeitgenössischer Musik noch ungleich gesünder war als heute, hatten Kapazitäten wie Hofmannsthal für Salzburg eine Idee: die Stadt als Kulisse, als Landschaft zu nutzen, sie als Bühne und als Aura wieder jener Zeit zurückzuführen, die – etwa mit Paumgartner und Mozart – für ein heiles kulturelles Leben fahrlässig als Argument retuschiert wird.

Die Entwicklung ist hinlänglich bekannt: nach dem Zweiten Weltkrieg erhielten sich auch die Festspiele und wuchsen bis heute zu einem wirtschaftlichen Großunternehmen heran. Sie entfernten sich von Salzburg in gleichem

Maße, wie sie die Stadt mit terminlicher Aktivität überzogen. Heute wären die Festspiele mit ihren zahlreichen Orchester-, Kammer-, Solistenkonzerten und Liederabenden, mit ihren durchaus nicht an Salzburg gebundenen Opernaufführungen – ich klammere die Produktionen in der Felsenreitschule aus – durchaus an anderer Stelle denkbar, zumindest was Qualität und Struktur des Gebotenen betrifft. Die Festspiele übernehmen denn auch von Ossiach, Wien und München und geben ebenso weiter, wo immer es ab Herbst noch Festspiele gibt.

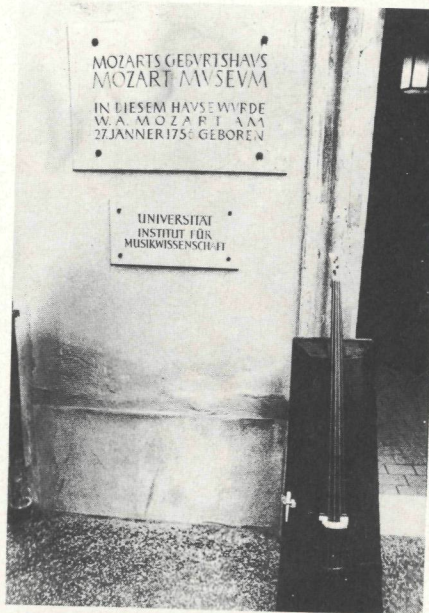
Zug der Zeit?

„Dies ist der Zug der Zeit“, mag man einschalten. Aber: wo gibt es in Salzburg Potenzen, die sich – zumindest im Bereich des Machbaren und Vertretbaren – gegen diesen Musikbetrieb stemmen? Wo sind die Leute, die mit Salzburg mehr vorhaben, als daß über den Umweg einer musikalischen Festivität der Fremdenverkehr bemuttert wird und schließlich die Festspiele selbst als Visitenkarte eines herzlich in Musik gegossenen Nationalismus stabilisiert bleiben? Freilich rollt der Subventionskarren alljährlich schwerbeladen einmal durch die Direktion, um jene Löcher, die von den teuersten Produktionen geschlagen werden, zu stopfen. An den Subventionen, die dieses Unternehmen verschlingt, verzweifeln naturgemäß die kleinen, die ländlichen Veranstalter und Initiativgruppen. Aber dies ist kein spezifisches Salzburger Problem.

„Hochkultur“

Die Charakterisierung der Festspiele ist zugleich die Charakterisierung eines städtischen Kulturbewußtseins, das sich mit dem Begriff „Hochkultur“ treffend umreißen läßt: Festspiele bleiben eben das Maß aller Dinge. Kultur – und namentlich Musik – verdient erst dann ein Augenmerk, wenn sie sich an den Festspielen messen läßt, wenn sie eine Ten-

denz dorthin beweist. Es ist mithin vom „Klima der Anpassung“ zu reden. Der Beweis: um die Sommerfestspiele herum sind in den letzten Jahrzehnten eminent viele Festspiele entstanden und gewachsen. „Osterfestspiele“, „Pfingstkonzerte“ – beides Ableger der „Oberfestspiele“ und von Maestro Karajan pilotiert –, „Salzburger Kulturtage“ im Oktober und die „Salzburger Mozartwoche“, um nur die etabliertesten Zyklen zu nennen. Sie bieten vom Programm her – besonders die „Mozartwoche“ – ein anderes Schema, fallen mitunter auch durch ein sympathisches Selbstverständnis auf: als überschaubare Führungsspitze, die in Salzburg ein ganz besonderes Bewußtsein von Zusammengehörigkeit und Konkurrenz entwickelt.



Mozarts Geburtshaus in Salzburg. Eingang mit Gedenktafel.

Massierung

Dazu ist ein allgemeiner Hinweis nötig: gemessen am Einwohnerpotential der Stadt – man rechnet etwa 120 000 – und der damit verbundenen räumlichen Kapazität entwickelt Salzburg ein überdimensionales Kultur„leben“. Die Massierung von Institutionen wie Universität, Musikhochschule („Mozarteum“), besagte Festspiele, Landestheater, Salzburger Schloßkonzerte (über 200 Konzerte pro Jahr) ORF-Studio (mit eigenen Veranstaltungen), Salzburger Kulturvereinigung (drei große Konzertzyklen im Großen Festspielhaus), Sommerakademie für bildende Kunst, Salzburger Ferienkurse für Germanisten, Adventssingen, Konzertzyklen der „Internationalen Stiftung Mozarteum“, Salzburger Bach-Gesellschaft mit eigenem Zyklus, Schauspiel-Zyklus einer ortsansässigen Konzertdirektion, Salzburger Marionettentheater oder das

„Fest in Hellbrunn“ (im Rahmen der Sommerfestspiele) – die Massierung also dieser sich wechselseitig „inspirierenden“ und zugleich im Wege stehenden Veranstalter geht weit über das Bedürfnis eines auch nur halbwegs vernünftigen Menschen hinaus. Sie zielt nach außen, auf das Hinterland und auf den Touristen, der freilich in Salzburg – todmüde – noch ein Konzert bei Kerzenschimmer kredenzt haben möchte. Das alles ist erstaunlich, und man mag einwenden, das dies doch alles „ganz herrlich“ sei . . .

Kulturpapst mit Rute

Aber es gilt hier eben noch weiterzubohren. Die regulierenden Kräfte dieses wuchtigen Musikbetriebs „regulieren“ im wahrsten Sinn des Wortes. So zeichnet sich der Leiter der „Salzburger Kulturvereinigung“ als ästhetischer Zensor in doppeltem Sinn aus: Zum einen hat er das Sagen im Landestheater, weil die Kunden seines Unternehmens auch die Vorstellungen des Landestheaters belegen können. Zum anderen ist er jene Instanz, die im allgemeinen über Subventionen zu entscheiden hat. Er ist also Veranstalter und Subventionsverteiler in Personalunion. Dies artete unlängst wie folgt aus: eine engagierte, aber nicht alltägliche Schillerinszenierung, die dem Landestheater-Trott etwas quer lag, wurde von besagtem Senatsrat kurzerhand der individuellen Beurteilung seiner Abonnenten entzogen und vom Abonnement abgesetzt. Er fungierte als Kulturpapst mit der Rute, der weiß, was seinen Schäfchen zuzumuten ist. Von dieser etwas seltsamen Salzburger Dramaturgie können namentlich junge Initiatoren, von denen noch die Rede sein wird, ein Liedchen singen. Daß der gleiche Senatsrat schließlich auch die Abonnementskonzerte seines Hauses prägt, die bei Bartók und Strawinsky enden und nur widerwillig den einen oder anderen Zeitgenossen duldet, sei als Ergänzung ebenfalls angeführt. So zirkulieren in diesen prägenden, weil gesellschaftlich angesehen Konzerten Jahr für Jahr die Sinfonien Beethovens, Brahms' etc., während Tendenzen Neuer Musik beinahe mutwillig unterdrückt werden. Mit gutem Grund kann sich diese Instanz schon auf das Publikum berufen: sie hat es ja herangebildet. Und zwischen ihm und Festspielpräsident Josef Kaut geht es zumindest in solchen Fragen einmütig her: Kaut ist zugleich Präsident der „Salzburger Kulturvereinigung“. Das Große Festspielhaus – dies als weiterer Nebeneffekt – steht anderweitig kaum mehr zur Verfügung: selten für unterhaltend pointierte Veranstaltungen, geschweige denn für ein Pop-

Konzert. Dazu wandern die Jugendlichen nach Linz oder München. Der Selbstherrlichkeit sind kaum Grenzen gesetzt . . .

Jugendszene

Ein zweites Beispiel: neben der sogenannten ernsten Musik wird in Salzburg am besten keine andere geduldet. Oder im Hinterstübchen geduldet, wenn auch kaum geduldet: dem Straßensänger Gottfried Schmuck wurde bis 1978 als einzigem eine Konzession zur Ausübung seiner straßenmusikantischen Tätigkeit ausgestellt. Das heißt: harmloses Gitarreschlagen oder die unorthodoxe Präsentation eines Volksliedes auf der Durchreise sind untersagt. Dies entspricht – so die Altvordenen – „nicht dem Flair der Stadt“. Straßensänger stifteten Unruhe, sie kollidierten mit den Kunsterwartungen eines zum Mozart-Haus kugelnden Publikums. Schmuck war es nicht erlaubt, an allen Plätzen der Stadt zu singen. Seine Konzession galt nicht für die Getreidegasse, „weil dort der Personen- und Autoverkehr gestört sei“. Als er auf einem ihm nicht zugewiesenen Platz spielte, mußte er 380 Schillinge – also rund 55,- DM – berappen.



Straßensänger Gottfried Schmuck darf nicht in die Getreidegasse.

Warnschüsse

Dies wirft indirekt ein Licht auf die Situation der Schüler und Studenten, die sich – unter dem Leitbild der Erwachsenen – auf die etablierten Programme werfen oder in ein Vakuum geraten. Die Initiativen, die sich in bezug auf neuere Musik am Rundfunk, an der Hochschule und anderweitig entfalten, haben organisatorisch-finanziell und in der Schere des skizzierten Terminalschalles kaum eine Chance, sich ohne Zugeständnisse zu halten. So

wurde die enthusiastisch gestartete „Szene der Jugend“ – als Kontrastprogramm zu den Festspielen einst gefeiert – recht bald zum Forum eines kümmerlichen Ablegerbetriebs zu den Festspielvorstellungen. Zum Teil wurden in diesem Rahmen schon wieder die Veranstaltungen der Alteingesessenen plazierte oder kopiert. Daß die „Szene der Jugend“ im vergangenen Sommer neuen



Friedrich Gulda versucht, einen „neuen Stil“ in die Musiklandschaft zu bringen.

Auftrieb erhielt, verdankte sie unter anderem einer Paradoxie: einige Musiker der obersten Kategorie – Sviatoslaw Richter, Gidon Kremer, Andrej Gawrilow und Friedrich Gulda – erklärten sich bereit, gegen kleine Honorare für ein im Querschnitt etwas eliteferneres Publikum zu spielen und setzten somit auch der Festspielleitung einen Warnschuß vor den Bug. Richter ging in die Universitätsaula und spielte Schubert, Kremer und Gawrilow konzertierten im smoking-abweisenden Petersbrunnhof. Dort richtete sich auch Gulda ein und zeigte Freunden und Gegnern an sieben Abenden, wozu er mit Klavier, Chlavichord und Blockflöte fähig ist. Die „Szene der Jugend“ hatte sich im Sommer 1978 gefangen, steuerte einen prominenten Kollisionskurs und sorgte zumindest in Ansätzen für Impulse, während das benachbarte Oberhaus mit „Rosenkavalier“ und der „Zauberflöte“ den bekannten Rahmen absteckte.

Aspekte

Wie schwer sich junge Initiativen tun, zeigt seit ein paar Jahren eine Veranstaltungsreihe, die sich unverblümt der Neuen Musik zuwendet. Unter dem Titel „Aspekte“ versucht eine Gruppe jüngerer Musiker – aus ihnen rekrutiert sich auch das „österreichische Ensemble für Neue Musik“ – zeitgenössische Tendenzen in der Musik im Rahmen eines mehrtägigen Veranstaltungszyklus anzubieten. Das Interesse des Publikums war in den vergangenen Jahren äußerst kläglich. Die Besucherrate pendelte sich im wesentlichen bei „Fast-

Leer“ ein. Doch die „Aspekte“ sind noch am Leben: im vergangenen Juni lenkten sie mit einer Opernaufführung („Odysseus“ von Franz Richter-Herf) das Interesse erneut auf ein Unternehmen, dessen Funktion gerade im konservativen Salzburg auf lange Sicht hin von lebenskultureller Bedeutung sein kann . . .

Fehlende Dynamik

Salzburg ist gesättigt und sein Appetit ist geregelt. Dies wäre der Punkt, den die Verantwortlichen in ihre Überlegungen und Planungen einbeziehen sollten. Mit welchem Publikum und mit welchem innerstädtischen Kulturleben rechnen sie in zwanzig bis dreißig Jahren? Wird eine Stadt ohne Dynamik aus den eigenen Reihen – ich meine „Dynamik“ auch im Sinne von Gegenkonzepten, von Veränderungen und Denkanstößen – nicht zur Farce, wo der Fremde staunenden Auges hindurchspaziert und gerade noch wahrnimmt, daß auch da gelebt wird? Es kann nicht darum gehen, bestehende Instanzen abzurufen. Dazu ist Salzburg in der Tat als nicht industrielle Stadt vom Fremdenpotential zu abhän-

gig. Aber es geht darum, bei den Institutionen ein Bedürfnis zu wecken, über ihre langen Schatten zu springen und dort Kooperationsbereitschaft zu zeigen, wo sich Neues, noch nicht Abgegriffenes und Ausprobierbares regt. Es gibt Ansatzpunkte da und dort. Auch auf dem Land, wo sich seit einigen Jahren manches tut. Sogar dort geht es nicht mehr allein um die Errichtung eines Hallenbades oder um die Erweiterung des Mini-Golf-Platzes: denn dort wächst eine Generation heran, die zusammen mit manchem jungen Gast nur kopfschüttelnd durch die Salzach-Metropole promenierte . . .

Reklametapete

Kaum überbietbar sind die Strategien der großen Schallplattenfirmen, deren Halbgott Karajan sozusagen als Poster für die Reichen schier tausendfach aus den Kisten schwappte. Salzburg hatte im Sommer 1978 eine neue Tapete: Karajan hinter seinem Porsche, vor seinem Rolls-Royce, Karajan im Flugzeug, Karajan mit Blümchen. Angesichts eines stark diskutierten Altstadterhaltungsgesetzes wirkte diese raumdeckende Bepflasterung mit Reklamemate-

rial wie bedachter Hohn. Der Kapitalismus – verbrämt durch Musik – grinst dem Spaziergänger unverhohlen entgegen: quasi als ungetarnter Überfall des Profits und eines alten kultivierten Götzentums.

Karajan und Liebermann

Daß es so nicht weitergehen kann, zeigte in den letzten Monaten eine von Salzburg ausgehende Aktion mit dem Ziel, den noch in Paris wirkenden Rolf Liebermann nach Salzburg zu holen. In einer Petition, die vor allem von österreichischen Hochschulprofessoren unterschrieben worden ist, wollte man die Bundes- und die Landesregierung anstacheln, die flau Gallionsfigur der Festspiele, Präsident Josef Kaut, endlich abzulösen, um an der Seite Karajans – um ihn kommt man nun mal nicht herum – einen Mann ins Spiel zu bringen, der nicht nur etwas von Kunst ahnt. Die Salzburger Politiker reagierten aufgeschreckt: zum Teil, weil sie mit Kaut und Co. liiert sind. Der Salzburger Landeshauptmann ist gleichzeitig Vorsitzender eines Gremiums, das über den Festspielfond entscheidet. Er ist Mitglied der ÖVP. Und vor der letzten Salzburger Wahl hatte sich Karajan in einem Zeitungsinserat für die ÖVP ausgesprochen . . .

Was wird?

Die von der Sache her zu begrüßende Regenerierungsaktion droht im Sande zu verlaufen, auch wenn sich namhafte Zeitungen des In- und Auslands für Liebermann ausgesprochen haben. Wer Kaut ist und was er verzapft, wissen nicht zuletzt jene Redakteure, die Jahr für Jahr in Salzburg weilen. Doch Liebermann hin, Liebermann her: wenn Karajan nicht mehr will oder nicht mehr kann, dann wird sich ohnehin ein Karussell drehen. Bis dahin indes wird sich jemand nur schwer in die Position des Festspielpräsidenten hieven lassen, von dem der Maestro nicht genau weiß, daß er den herrschenden Trend des Unternehmens respektiert. Immerhin: die „Liebermann-Front“ hat gezeigt, daß gewisse Dinge auch in Salzburg einmal beim Namen genannt werden. Aber wenn Bruno Kreisky nicht eingreift – und der kennt Karajan nicht erst seit gestern –, dann behalten jene Stimmen die Oberhand, die meinen, es sei jetzt nicht der Zeitpunkt, um personelle Änderungen durchzuführen. Auch Kaut meint das. Versteht sich. „G'schamigster Diener, Kompliment!“ sagen die Ober im Bazar. Es paßt genau im Tonfall zur Psychologie der Stadt . . .

Getestet wurden 21 Marken-Cassetten im Chrom- und Ferrochrom-Arbeitspunkt:

„Die beste Cassette des gesamten Tests“

STEREO*
Heft 7/1979



BASF

hifi stereo
CASSETTE

90

chromdioxid super
SM cassette

2 x 45 min 132 m

*STEREOLAB TEST-Beurteilung BASF chromdioxid super

„Typ: Zweischichtband mit Chrom-Arbeitspunkt. Die beste Cassette des gesamten Tests. Sehr gute Tiefendynamik, hervorragende Höhenaussteuerbarkeit. Aussteuerung: 0,5 dB mehr als DIN-Band. Glatter Frequenzgang, überhöhte Empfindlichkeit. Dolby-Aufnahmen auf DIN-konformen

Recordern, daher problematisch. Es lohnt sich, das Gerät auf diese Cassette einzumessen. Pegelschwankungen und Gleichlauf durchschnittlich. Ungefährer Handelspreis: 10,40 DM.

Punktzahl: 80
Qualitätsstufe innerhalb des Feldes: Spitzenklasse
Preis-Gegenwert-Relation: sehr gut.“

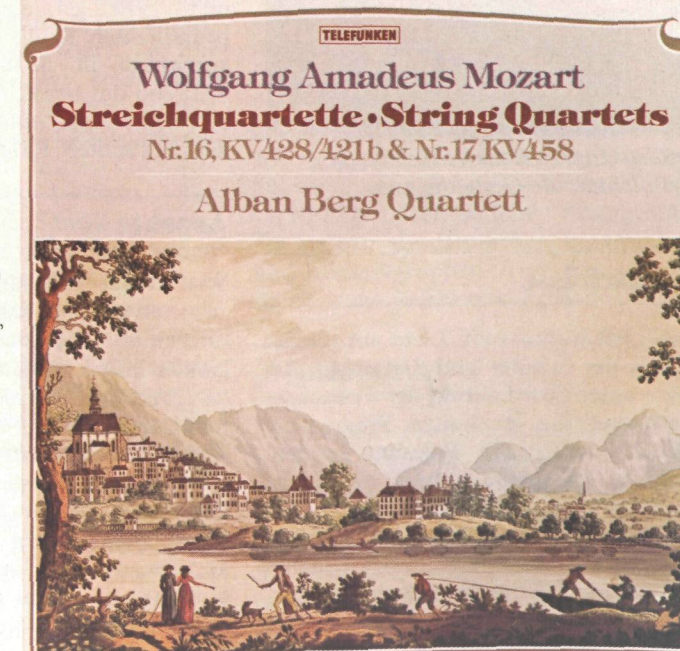
BASF

W.-E. von Lewinski
empfiehlt

Die fonoforum-Schallplatte des Monats

W. A. Mozart: Streichquartette Nr. 16
(Es-Dur, KV 428/421 b) und Nr. 17 (B-Dur, KV 458)
Alban-Berg-Quartett, Wien → Telefunken 6.42348 AW

Zwei der schönsten und beliebtesten Mozart-Quartette werden wohlklingend mit Hintergrund, geistreich ohne Steifheit, gleichermaßen wienerisch ohne faden Beigeschmack geboten. Der Ausgleich der vier Stimmen ist ebenso zu bewundern wie die Spielkultur und Konzentration im besten Mozart'schen Sinne.



fonoforum
Die Platte des Monats können Sie bei Ihrem Fachhändler kaufen. Wenn nicht erhältlich, schreiben Sie an: Bielefelder Verlagsanstalt KG, Postfach 1140, 4800 Bielefeld 1. Gegen Voreinsendung von 25,- DM auf unser Postscheckkonto Hannover 6219-300 – Stichwort: „Schallplatte des Monats 8“ – senden wir Ihnen die Platte umgehend zu.